

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1935-1936)
Heft: 9

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Busoni / Briefe an seine Frau

Herausgegeben von Friedrich Schnapp. Mit einem Vorwort von Willy Schuh.

Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig.

«... Auch habe ich endlich gelernt, den ersten Satz der Waldstein-Sonate anzupacken, der nie so recht blühen wollte. Und ich spiele ihn seit fast dreißig Jahren!!...», schreibt Busoni als 44jähriger, einmal an seine Frau, nicht aus der idyllischen Ruhe eines Ferienortes, sondern inmitten der Strapazen einer atemraubenden Konzertreise durch den amerikanischen Kontinent. Und er fügt hinzu: «Diese beiden Sätze sollte man an Conservatorien annageln.»

Dem Sinn dieser Worte begegnet man in der vorliegenden Briefsammlung immer und immer wieder. In der Tat: seltsam hebt sich der Mann und sein Streben auf Vollkommenheit («Klassizität» nannte er es später) ab von der Zeit, in der zu wirken er berufen war und deren Ehrgeiz sich doch kaum höher als bis zum «Genießen» der überlieferten Reichtümer erheben wollte. Von diesem «Dolce far niente» im Bewußtsein eines unermesslichen musikalischen Besitzes wissen diese Briefe nichts zu erzählen; der Gedanke, Erbe einer bedeutenden kulturellen Vergangenheit zu sein, hat für Busoni zeitlebens auch die Verpflichtung in sich geschlossen, unermüdlich weiter zu arbeiten, um ihrer würdig zu bleiben. Und so kontrastiert das Bild, das wir von dem Künstler und nun auch von dem Menschen Busoni besitzen, so sehr mit dem, das uns das vorkriegszeitliche Musikleben heute bietet.

Gewiß ist Busoni auch ein Kind dieser Zeit gewesen — so sehr, daß ihn der jähe Zusammenbruch ihrer Lebensformen in den Jahren 1914—18 im Lebensnerv treffen mußte. Er verleugnet sie nie; ohne zu zögern, geht er den Weg, den sie ihm weist und rückt schon in jungen Jahren in die vorderste Reihe ihrer großen Virtuosen. Und diese besondere und — wie wir heute sehen können — ausgesprochen nur einer solchen Zeit vorbehaltenen Aufgabe zieht ihn immer wieder an, obwohl es mit zunehmender Reife und Einsicht nicht an Momenten fehlt, wo sie sich ihm in ihrer ganzen Fragwürdigkeit zeigt. Namentlich der amerikanische Musikbetrieb, der ihn verschiedentlich monatelang ruhelos von Stadt zu Stadt treibt, läßt ihn die menschliche und künstlerische Beziehungslosigkeit seines Tuns erkennen — um so schmerzlicher, als er überall in der Musik den Menschen sucht. Gelegentlich steigert sich die Spannung der Gegensätze bis zur letzten Schärfe, und er konstatiert: «Vom Standpunkt der gewissen Wander-Conzertisten aus war das gestrige Konzert ein sehr erfreuliches!» Aber «Vom Standpunkt eines nicht mehr jungen, denkenden Künstlers aus war es eine unverzeihliche, nie wieder gutzumachende Verschwendung von Kraft, Zeit und Gedanken für die unwichtige Wirkung eines kleinen Augenblickes auf ein unbedeutendes Häufchen Leute». Und dennoch bleibt die Liebe zum Konzertieren. Noch zwei Jahre vor seinem Tode

schreibt er: «Das Klavierspielen gefällt mir wieder besser; ich möchte gerne noch eine neue Seite darauf gewinnen; und fast glaube ich, ich werde es noch tun!»

Hinter diesen Nöten des Pianisten Busoni steht, sie in einem tieferen Sinne bedingend, der Drang, auch schöpferisch tätig zu sein. Es grenzt oft ans Unglaubliche, wie Busoni neben den vielen und mannigfaltigen (und oft genug auch unerfreulichen) Verpflichtungen, denen er als reisender Virtuose zu genügen hatte, sich immer wieder Gelegenheiten zu schaffen weiß, ein begonnenes Werk fortzuspinnen. Langsam, oft nur Zug um Zug, aber doch in stetiger Folge und geleitet von einem wachen Bewußtsein, das nach größtmöglicher Klarheit des Ausdruckes strebt, fügt sich eines nach dem andern zu einem Ganzen. Aber das Unerquickliche dieses Zustandes verkennt er keineswegs. «Meine Entwicklung als Komponist», gesteht er seiner Frau, «stünde schon ganz wo anders, wenn nicht die langen Unterbrechungen und mühevollen Wiederanknüpfungen wären. Ich habe nur vier Monate des Jahres Zeit, mich in die Höhe zu bringen, und dann geht es wieder einen kleinen Schritt zurück.» Oder noch knapper: «Zur Kunst gehört Sammlung, zum Reisen Freiheit; wenn man Kunst und Reisen verbindet, kommen beide zu kurz.» Es bleibt ein charakteristischer Zug dieses widerspruchsvollen Mannes, daß er sich die Erfüllung des ständig anwesenden Wunsches nach ungestörtem produktiven Schaffen versagt hat, obwohl es an Möglichkeiten dazu nie fehlte. Unwiderstehlich zieht ihn die «große Welt» in ihren Bann und damit auf das Podium zurück, wenn er ihr je zu entfliehen versucht oder wenn ihn besondere Umstände einmal abseits der großen Straße führen.

Man kann sich vorstellen, was für Busoni die Jahre bedeutet haben, die er, freiwillig-unfreiwillig, in Zürich zubrachte, der Stadt, die «nicht das Reich der Träume ist, aber darum auch nicht der «Cauchemars», wie jetzt (das heißt 1919) die großen Zentren». Über diesen schwersten Lebensabschnitt berichten seine Briefe naturgemäß nur wenig, waren doch die beiden Gatten kaum je getrennt. Die Zeit der Ruhe und des ungestörten Familienlebens war da — aber unter welchen äußeren und inneren Umständen! Man erfährt einiges über die Entstehung neuer Arbeiten, namentlich der Partitur des «Dr. Faust». Zwischen den Zeilen klingt etwas hindurch von dem Schmerz, den der Verzicht auf die gewohnte Wirksamkeit im großen Stile bereitet, der ihm in einem Augenblicke aufgezwungen wird, von dem er (1914) bekennt: «Alles in allem ist jetzt meine beste Zeit, ich sehe fest und freudig in die Zukunft...» Das Thema Krieg bleibt in den Zürcher Briefen unerörtert; nur einmal äußert sich, noch von Amerika aus, wo er 1915 zum letzten Male weilt, die namenlose Enttäuschung Busonis in leidenschaftlicher Weise. Diese Sätze haben bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren: «Ich glaubte, alle Zeiten wären gleich, — aber diese ist schlimmer. — Jeder Mensch müßte sich selbst bekämpfen (das ist's, worauf so wenig Wichtigkeit gelegt wird) und jedes Land hätte genug zu tun und zu opfern, um sich selbst zu reinigen.» Selbst die Zuversicht, mit der er bis dahin, trotz allem, den Gang des künstlerischen Lebens betrachtet hat, verläßt ihn: «... das System, wie heute Kunst vertrieben wird, ist ganz und gar ungesund. Es ist ein Wunder des Wesens der Kunst, daß sie — trotzdem — noch lebt und schafft. Eigentlich ist alles getan worden, um sie zu ersticken».

Busoni hat sich schließlich zu der Gelassenheit des Weisen durchgerungen. Nur noch einmal trifft man später auf Äußerungen eines ähnlichen, wiewohl gemilder-

ten Kulturpessimismus, als er, nach dem Kriege, daran geht, die Verbindung mit der großen Welt wieder anzuknüpfen und hinaustritt in «eine Dämmerung, von der man nicht weiß, ob sie dem Morgen oder Nacht vorausgeht». Schwer trägt er an der Gleichgültigkeit, die er, sei es in Paris, London oder Berlin, künstlerischen und geistigen Dingen gegenüber wahrnimmt. Aber er kann sich ihrer erwehren, er ist «ein Anderer» geworden. «Ich merke, daß ich v o n A u ß e n nichts erwarte — während ich früher alles erwartete: — dies macht mich nicht unglücklich, aber stiller und mehr allein». —

Der Stoffkreis, in dem sich Busonis Briefe bewegen, ist mit diesen Andeutungen freilich noch keineswegs umrissen. Es gibt kaum ein wichtiges Lebensgebiet, das ihn nicht wenigstens zeitweilig beschäftigt und über das er nicht sich auch gegenüber seiner Frau geäußert hätte. Allem voran steht seine Liebe zur Literatur. Hier trifft man auf manchen geistvollen Ausspruch über tote und lebende Autoren. Scharf und treffend werden die Begegnungen mit d'Annunzio — von dessen Erzählungen Busoni gebannt wird, «obwohl man sich am Ende gestehen mußte, daß er nur eine Reihe von Gemälden und Kostümen und Zeremonien zusammengetragen habe» — oder mit Shaw — der die Menschen theoretisch liebt, im übrigen aber «sicher ein ganzer Egoist» sei — beschrieben. Aber auch an sicheren Urteilen über Land und Leute, wie er sie auf seinen Reisen kennen lernte, fehlt es nie. Das Problem Amerika und sein Verhältnis zur europäischen Kultur beschäftigt ihn besonders. Er spricht einmal von dem Lande der «unmöglichen Begrenztheit», über dessen Zukunft er sich aber wieder beruhigt beim Anblick der weiten, noch un bebauten Gebiete, die er zwölf Stunden lang durchfährt, «ohne weder Haus, weder Baum, noch Wasser» gesehen zu haben. Gewiß darf nicht jeder dieser Aussprüche, die oft in großer Eile, «zwischen zwei Zügen» niedergeschrieben wurden, auf die Goldwage gelegt werden. Aber immer verraten sie unverkennbar den regen, unermüdlich schaffenden, nachdenkenden und bei allem auf Größe gerichteten Geist dieses Mannes, den im Grunde nur eines leitete: der Drang, die Wahrheit zu erkennen. Dieser Unterton, bald leiser, bald stärker mitschwingend, macht die Lektüre seiner Briefe zu einem bedeutenden Gewinn.

In einem Vorworte zeichnete Willy Schuh das Bild der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Busonis mit feinen Strichen. Erhart Ermatinger.

«Erinnerungen eines simplen Eidgenossen» von Jakob Lorenz

Eugen Rentsch Verlag, Zürich und Leipzig

Soll das schmückende Beiwort des Titels einen schweizerischen Simplizissimus ankünden? Wenn in entsprechenden Zeitaltern ähnliche Gestaltungen fällig sind, so hätte die Gegenwart freilich Anrecht auf einen Bildungsroman von der Weite und Tiefe, wie Grimmelshausen ihn der Zeit des Dreißigjährigen Krieges schrieb. Wie damals das deutsche Reich in Scherben ging, so ist im letzten Kriege Europa aus den Fugen gegangen. Und die Randgewalten frohlocken. Uns aber fehlt der Dichter, der mit der herrlichen Ursprünglichkeit des Herzens und der unerbittlichen Einsicht begabt, beide Tugenden in umfassender Epik vereinigend, diese Weltwende künstlerisch zu meistern vermöchte.

Nicht um einen übergroßen, dem Werke von Lorenz fremden Maßstab, anzulegen, beschwor ich Grimmelshausen. Nein, es geschah lediglich, um es dem Verfasser anerkennend und dem Leser warm empfehlend zu sagen: dieses Buch ist ein prächtiges Zeugnis, daß es noch so hellläufige Toren vom Schlage Simplizius Simplizissimus gibt — und daß sie den Mut haben, zu ihren Narreteien zu stehen und sie nach ihrer Überwindung nicht abzutun wie ein Heilsarmeesoldat sein früheres Lasterleben. Lorenz, der anerkannte Statistiker und Herausgeber des «Aufgebot», spricht vielmehr von seinen eigenen Kehrwegen, die oft in beängstigende Nähe des Nullpunktes führten, mit der gleichen Güte und Gerechtigkeit wie von seiner entscheidenden Begegnung mit dem Benediktiner Maurus Carnot.

Greifen wir ein paar Stichpunkte dieses ungewöhnlichen Lebenslaufes heraus! Im Schlußkapitel: «Wie dieses Buch entstand», sagt uns der Verfasser von einer wundersamen Entdeckung: «Das, was am fernsten lag, die Jugend, lag am klarsten vor mir, im reinen Sonnenlicht abgeklärter Erinnerung.» Er hat recht, indem jene Seiten der Berichterstattung — vielleicht wider den Willen des Verfassers — fast Dichtung geworden sind.

Da ist der Vater, der Sproß einer freien Walserfamilie vom Südfuß des Monte Rosa, die sich später als Tuch-

händlergeschlecht in St. Gallen niederließ. Das Geschäft «gab zwei Söhnen Raum. Der eine war der geborene Kaufmann. Der andere war mein Vater. Der war ein Sinnierer. Ihn hatten die Bücher gepackt und das Träumen.» Wie bezeichnend ist es, daß der Ritter Don Quichote sein Brautwerber sein mußte. Denn das Buch von Cervantes wurde vom schüchternen Jakob Lorenz einem Mädchen als erste Werbung überreicht. Dieses aschblonde, blasse Geschöpf aber war sein völliges Gegenteil. Ein rühriges Ausrüstemädchen. «Aufs Einrichten verstand sie sich. Sie hatte die Raumkunst in den Fingern. Sie konnte lange unter der Türe stehen und hin und her erwägen, zuerst im Kopf, und dann wurde mit den Möbeln probiert — und am Ende war's allenthalben schön und behaglich.» Und doch: «Diese Hauspflege war eine Art Krankheit, unter der wir alle litten. Es war eine ewige Angst wegen Unordnung und wegen gefallenen Rosenblättern im Garten.» Mit dieser Tugend und ihrer Kehrseite ist die Mutter (und mit ihr manche unserer lieben blitzblanken Ostschweizerinnen) treffend gekennzeichnet.

Und vielleicht noch rührender, packender als die Einführung der beiden Eltern ist der Abschied von ihnen geschildert.

«Die gute Mutter starb, wie sie gelebt hatte: ganz allein.» Als sie sich übel fühlte, stürzte sie noch zur Tür, damit diese nicht aufgebrochen werden mußte. Der Sohn hatte sie in ihren sehr engen Verhältnissen unterstützt. Sie hatte die Beträge entgegengenommen und ihm, bis auf den letzten Rappen aufgehoben, hinterlassen.

Der Vater war früher dahingeschieden. Er starb in einem Asyl und hinterließ dem Sohn nichts als Andrees Handatlas, darin er seit seinem geschäftlichen und seelischen Ruin unablässig geblättert hatte, ständig auf den Weltreisen seiner Wünsche, an denen ihn sein Elend und sein Hinkfuß hinderte. Auch Atlanten können Trostbücher sein!

Den Zug ins Weite vererbte er seinem Sohne wahrhaftig: so mutet der Atlas als

Erbstück wie ein Symbol an. Kein Wunder, daß ein Sohn des unermeßlichen Rußlands sein verstehendster Freund war! Und daß ihn die Internationale ergriff wie wenige Schweizer, und daß er das Asylrecht zum Beispiel an einem blinden Florentiner Kommunisten übte, wie es nur der Weltbürger kann. Nichts verwundert mich nun, da ich dieses Buch, dieses Leben überdenke, mehr als die seltsame Tatsache, daß sein Verfasser in jener Zeit ohne oder nur lose sperrender Schlagbäume die Schweiz nie verließ (abgesehen von einem kleinen Abstecher als Geschäftsmann nach Wien). Er ist vielleicht eines der besten Beispiele der gebrochenen Auswanderungslust unternehmender Schweizer von heute. Freilich hat sein Hierbleiben seinen tiefern Sinn! Denn die Schweiz, die hat er wenigstens tüchtig durchwandert, als Heimat erwandert, gesellschaftlich, politisch und weltanschaulich in fast allen möglichen Diagonalen durchlaufen. Wir nennen nur einige Stufen und Richtungen.

Aus dem Erstkläbler, der zu Hause fragen muß, ob er reformiert oder katholisch sei, wird nach einigen Diebereien ein gefügiger Klosterschüler, und sein Lob der Engelberger Benediktinerschule zählt zum Besten, was man über Internate sagen kann. Der Freiburger Student wird, am Hungertuche nagend, zum Materialisten. Der Schriftleiter konservativer St. Galler Blätter hält sich lieber im Gesellenhaus als im Salon der Prominenten auf, ja, er wird sogar Anwalt der Streikenden, wird Mitarbeiter von Johannes Huber und des alten Greulich, den er uns menschlich sehr nahe bringt, und steht später einmal im

Staatsdienst zwischen den Bundesräten Schultheß und Musy («was nicht immer eine Annehmlichkeit bedeutete»). Die anscheinende Ungläubigkeit hatte er inzwischen im Kloster Disentis abgelegt und gegen einen kerngesunden Katholizismus vertauscht. Am Sozialismus war er irre geworden, als der «Phrasenturm» der internationalen Basler Tagung gegen den Krieg (1912) im August 1914 einstürzte, indem Genossen, auf die man baute, als Freiwillige auszogen. Was der Verfasser in der Gegenwart glaubt und lehrt und tut, erfährt man in den Hörsälen der Freiburger Universität und aus seiner eindrucksvollen Zeitung «Das Aufgebot».

Der Pulsschlag der Menschen ist verschieden, ihre Lebenslinie auch. Wir sind zum größten Teile einer nur annähernd so zackigen Kurve, wie Lorenz sie lebte, nicht fähig. Aber wenn einer spöttelnd meint, daß es auch gut sei, und daß dieser ewige Stellen- und Farbenwechsel das schweizerische Idealbild der Stetigkeit bis zur Unkenntlichkeit durchlöchere, so möchte ich ihm erstens sagen, daß der Verfasser den frömelnd-tändelnden Relativismus der Nachkriegszeit, der alle Ismen schluckte, und das gute harte Christenbrot mit indischen Gewürzen süßen wollte, so wenig mitmachte als andere Modetorheiten der Seele. Zweitens frage ich den selbstgerechten Spießer, ob es nicht auch eine Dosis Schweizermut brauche, um im Namen der fordernden Überzeugung das Gesetz der geistigen Trägheit seiner Mitbürger ständig wieder zu durchbrechen und ihre bemutternde Liebe zu verscherzen?

Thürer Georg

Eine Gottfried-Keller-Bibliographie aus Amerika

Ein Amerikaner, Charles C. Zippermann, A. M. New-York University, hat im Verlag Rascher & Cie. A.-G., Zürich, eine Übersicht über die gesamte bisherige Keller-Literatur herausgegeben. Sie umfaßt nicht weniger als 1887 Titel. Bis heute gibt es 29 verschiedene Ausgaben der gesammelten Werke. Von Einzelwerken liegen 517 verschiedene Ausgaben vor. Übersetzungen von Kellerschen Werken sind entstanden: 26 französische, 17 englische, 13 schwedische, 8 italienische, 7 niederländische, 6 tschechische, 5 dänische, 3 norwegische, 2 ungarische, eine spanische und eine russische. — Zwischen den Jahren 1844 bis 1934 sind etwa 1000 Artikel, über 150 Bücher und — 54 Doktordissertationen über Gottfried Keller geschrieben worden. Ein Glückauf! für die künftigen Keller-Forscher, die all die bisher zutage geförderten Erkenntnisse sich aneignen wollen, um nicht Gefahr zu laufen, schon Gesagtes wiederholen zu müssen. Dieser fleißige amerikanische Bibliograph kann ihnen dabei wirklich helfen, neue, keinesfalls ausgetretene Wege zu beschreiten. Da sind zum Beispiel noch unbekannte Werke Kellers zu entdecken, von denen dem Verwalter des Gottfried-Keller-Nachlasses auf der Zentralbibliothek sicher nicht das Geringste bekannt ist. Wer hätte bis jetzt gewußt, daß es von Gottfried Keller etwas gibt wie ein «Tagebuch einer Brasilienfahrt» (Aarau, A. Meißner (191 S. mehr. Taf.) Erscheinungsjahr: 1928. «Gottfried Keller als Theologe» wäre ein neues Dissertationsthema, denn wir erfahren nun, daß Gottfried Keller auch folgende zwei, bisher leider unbekanntes Werke geschrieben hat:

«Werden und Wirken der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Schaffhausen.» Buchhandlung der

Evangelischen Gesellschaft 1924 (29 S., 5 Taf.)

Gottfried Keller, W. Schrenk und W. Eckhardt: «Das Heil in Christus». Drei Vorträge. Basel, H. Majer, 1925 (63 S.).

Ganz neue Gesichtspunkte werden sich dem Keller-Forscher gewißlich auch ergeben, wenn er folgende Werke zu Rate zieht, die Zippermann in der Rubrik: «Allgemeine Bibliographie zu Gottfried Keller» aufführt:

Nr. 1737. Der Staatsbahngedanke bei den verschiedenen Völkern historisch dargestellt, Inaugural-Dissertation von Gottfried Keller. Aarau, Buchdruckerei E. Wirz (III 240 S.).

Nr. 1741. Gottfried Keller, die neue Civilprozeßordnung f. den Kanton Aargau, m. geschichtl. Einleitung und Erläuterung. nebst einigen anderen civilprozessual. Gesetzen hersg. unter Mitwirkung von Alfred Keller. XI, 339 S.). Aarau, H. R. Sauerländer & Co.

Nr. 1762. Abraham a Santa Clara: 1644—1709. Zur 200. Wiederkehr seines Todestages. Eine Auswahl aus seinen Werken, m. e. Einleitung versehen von G. Keller (165 S. m. Bildnis), Bern, B. Grunau.

Nr. 1800. Gottfried Keller: Pfarrer Eduard Frauenfelder. Ein auserwähltes Rüstzeug, 1836—1917. Lebensbild (1. Aufl., 4. Taus., 256 S. m. 1 Bildn. St. Gallen, Buchh. d. Evang. Gesellschaft).

Nr. 1825. Gottfried Keller: Direktor Wilhelm Arnold. Ein ganzer Mann als Pfarrer und theol. Lehrer. (209 S. m. Bildnis. Basel, Kober, C. F. Spittlers Nachf.).

Ob die künftigen Gottfried-Keller-Forscher nicht doch in die Irre geraten könnten, wenn sie sich allzusehr auf den amerikanischen Bibliographen verlassen?
W. M.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion und Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855

Druck: Gebr. Fretz A. G. Zürich
